

## Begrüßung

70 Jahre: das ist nicht gerade eine Zahl biblischen Ausmaßes. Das Gründungsjahr 1946 aber war ein besonderes Jahr.

Die Entscheidung, inmitten einer von Bomben zerstörten Stadt eine Musikhochschule zu gründen, in einer Situation materiellen, moralischen und kulturellen Zusammenbruchs, ist politisch dem damaligen Oberbürgermeister Wolfgang Hoffmann zu verdanken. Er setzte das politisch um, was Gustav Scheck, der erste Rektor unserer Hochschule, schon seit Jahren konzipiert hatte: eine Freiburger Musikhochschule, zunächst städtisch, 1949 als Hochschule sowohl der Stadt als auch des Landes Baden, ab 1963 dann voll und ganz als Hochschule des Landes Baden-Württemberg.

Wenn wir seit heute unseren Konzertsaal „Wolfgang Hoffmann Saal“ nennen, dann ehren wir damit einen Politiker als Vertreter einer Haltung, den Vertreter eines in den ersten Nachkriegsjahren zu beobachtenden Geistes, der sich damals vielerorts finden ließ und nach wenigen Jahren auch wieder verschwunden war. Gerade Musik wurde damals rezipiert als Zeichen eines besser möglichen Daseins und hatte die Bedeutung von existenziell und deshalb unverzichtbar Richtigem.

Umgeben von zeitgleich weiterhin sehr viel Falschem, inmitten ganz anderer Stimmungslagen, zeigte sich die hier gemeinte Haltung als vorübergehender historischer Augenblick, für den sich mit Theodor W. Adorno – der es jedoch auf einen anderen kulturhistorischen Zwischenmoment bezogen hatte – formulieren ließe: ging flüchtig eine Humanität auf.

Wir sind der Meinung, dass wir uns heute immer wieder an diese geradezu filigrane Haltung erinnern sollten.

Zunächst befand sich die Hochschule in verschiedenen Gebäuden des Stadtzentrums, im Wenzingerhaus, im Haus zur Lieben Hand und anderswo. 1984 dann konnte der Neubau hier gegenüber der Stadthalle bezogen werden, zunächst noch ohne Kammermusiksaal, der dann später im Jahr 2000 eingeweiht werden konnte, dank unglaublich aktiver Bürgerinitiativen, u.a. mit den berühmten Suppenkonzerten, wobei ich hier stellvertretend der maßgeblichen Hilfe von Volker Maushardt danken möchte, den ich sehr herzlich begrüße.

Beim allerersten Konzert der neuen Hochschule, Anfang Juni 1946, wurde u.a. Johann Sebastian Bachs Kantate „Wachet auf, ruft uns die Stimme ...“ gespielt, u.a. mit Fritz Neumeyer am Cembalo und mit der Sopranistin Margarete v. Winterfeld, der späteren Professorin von Fritz Wunderlich.

Wir wollen den Eingangsschor dieser Kantate zum Leitmotiv unseres Festaktes nehmen: Wachet auf ...

Unüblich sehen Sie unsere Bühne voll von Studierenden, ab und an sind auch Lehrende zu entdecken, Hauptfach- und Schulmusikstudierende hier beim Festakt zusammen in einem Orchester, Kammermusik, Solo, Chor und Bigband, ohne große Auf- und Abtritte. So unkonventionell soll es heute sein, die Bühne voll mit denen, die der Anlass unseres Jubiläums und musikhochschulischen Daseins sind, die Studierenden.

## Rede

Der lutherische Hofprediger und Pfarrer Philipp Nicolai schrieb 1599 in seinem Lied „Wachet auf ...“ die Verse:

„Mitternacht heißt diese Stunde ... Steht auf, die Lampen nehmt ... Macht euch bereit ...“  
Nicolais Lied 1599, Bachs Kantate 1731, das erste im noch zerstörten Freiburg veranstaltete Hochschulkonzert Anfang Juni 1946: drei Mal hatte „Wachet auf ...“ die Bedeutung eines sogenannten Weckrufs. Die Lampen nehmt, macht euch bereit.

Ich denke, wir sollten uns dieser historischen Reihung anschließen und mit diesem Weckruf heute am Tag unseres Jubiläums nach vorne blicken.

Dafür bedarf es jedoch entsprechender Erinnerungen. Ich beschränke mich auf drei:

### 1. Erinnerung

Liebe Frau Ministerin, im Jahr 2013 haben Sie der Empfehlung des Landesrechnungshofs widersprochen, die Haushalte der b-w-Musikhochschulen drastisch zu kürzen. Vielmehr haben Sie uns Musikhochschulen veranlasst, durch Profilierungsmaßnahmen qualitätsorientiert nach vorne zu blicken.

Bei den Zukunftskonferenzen der b-w Musikhochschulen ist viel besprochen worden. Ein Aspekt aber fand kaum Erwähnung, und ich laste das zum großen Teil uns Musikhochschulen selbst an: das wäre die Frage gewesen, wie wir mit der abendländischen Musiktradition verfahren wollen.

Jazz/Rock/Pop/Weltmusik, Elementare Musikpädagogik und die Notwendigkeit auszubauender Gitarrenausbildung wurden hauptsächlich thematisiert – und das auch mit gutem Grund.

Aber es wurde weder die Bedeutung abendländischer Musik noch die Bedeutung gegenwärtiger Komposition nachhaltig besprochen.

Warum haben wir Musikhochschulen dazu nichts gesagt? Weil für uns die Tradition klassischer Musik selbstverständlich und deshalb kein Thema ist? Und warum schweigen andere außerhalb der Hochschulen? Weil Klassik schon längst kein Thema mehr ist?

Ich denke, wir Musikhochschulen in Deutschland können ernsthaft folgender Frage nicht länger ausweichen:

Warum haben bei uns musikalisch hochtalentierte Kinder deutlich weniger Lust, für klassisches Musikrepertoire stundenlang zu üben?

Es gibt sicherlich viele Gegenbeispiele. „Jugend musiziert“ gibt darüber Auskunft, die Arbeit der Musikschulen oder unsere Freiburger Akademie zur Begabtenförderung.

Aber als gesellschaftliches Phänomen ist diese Entwicklung festzustellen. Und wir Musikhochschulen bekommen das zu spüren.

Warum gibt es weniger Interesse an abendländischer Musiktradition?

Weil sie zu altmodisch ist?

Weil der Musikbetrieb sich so ritualisiert hat, dass keine individuelle Begeisterung mehr aufkommen kann?

Weil wir mit unserer Eventkultur den ästhetischen Wert der klassischen Werke kaum mehr erreichen?

Vieles hat sich in den letzten Jahren getan. Musikpädagogik bzw. Schulmusik, Musizierpädagogik und Elementare Musikpädagogik haben sich, gerade auch in Freiburg, zu bedeutenden Ausbildungsbereichen ausgebaut und sind Träger eines Reformprozesses geworden, der die kulturelle Bedeutung von Musik und Musizieren gesamtgesellschaftlich reflektiert.

Aber keineswegs nur, um Kindern wieder die Klassik nahe zu bringen. Unter dem Eindruck, dass aktiv gestalterisches Musizieren und Singen in unserer Gesellschaft weniger werden, ist das Problem des Klassikbezugs eher ein relatives Problem.

## 2. Erinnerung:

Am Ende einer längeren Entwicklung veränderte sich schließlich in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts die Musikpraxis grundlegend.

Bis dahin war die Neugier auf Neues durchaus üblich. Der Umgang mit Neuem gehörte zur Rezeptionshaltung, letztlich auch zur Spielhaltung, und zeigte sich mit den Programmgestaltungen im Konzertbereich. Nicht nur mit Uraufführungen, sondern auch mit Improvisationen. Im 19. Jahrhundert bestand ein Teil z.B. eines Klavierrecitals nicht selten aus Improvisationen. Franz Liszt tat das regelmäßig.

Dann aber setzte sich eine andere Erwartungshaltung durch.

Allmählich wurde es zum vorherrschenden Bedürfnis, ins Konzert oder in die Oper zu gehen, um das noch einmal zu hören, was man bereits kennt und mag. Diese Erwartungshaltung veränderte unser Musikleben. Mit der Konsequenz, dass musikalisches Erleben – sowohl auf Seiten der Spieler als auch auf Seiten der Hörer, auf Seiten der Veranstalter und schon gar auf Seiten der Musikindustrie – dass musikalisches Erleben mehr und mehr erstarbte.

Was auch sonst, wenn musikalisch nichts Neues mehr sein soll.

Nicht zuletzt vor diesem Hintergrund sind wir in Freiburg am Anfang einer Reform der Ausbildungen in den künstlerischen Hauptfächern. Für die Gitarre ist diese Reform erarbeitet, für das Klavier befinden wir uns am Anfang eines grundsätzlichen Neudenkens.

Der Philosoph Walter Benjamin unterschied in ungefähr denselben Jahren in Bezug auf die Rezeption von Kunstwerken zwischen Versenkung und Zerstreuung. Und formulierte damit eine Tendenz, die die heutige Event-Kultur zur Maxime gesteigert hat: den Spass, mit dem es mehr um die Erlebnis-*Situation* geht als um das Erleben der Musik selbst.

Was hat das mit unserem Jubiläum zu tun?

Mit Ihnen, lieber Francois-Xavier Roth, sitzt hier im Saal der Vertreter einer philharmonischen Kultur, die sehr wohl das Experiment will, die sehr wohl Neues in ihre Programmgestaltung aufnimmt und mit innovativen pädagogischen Konzepten traditionelle philharmonische Grenzen überschreitet.

Gestern gingen die Feiern zum ebenfalls 70jährigen Jubiläum des Orchesters zu Ende – in wenigen Wochen geht die Existenz dieses Orchesters zu Ende.

Im Fall des SWR Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg hat sich die SWR-Intendanz und haben sich viele Kulturbürger für eine andere Prioritätensetzung entschieden als 1946 im Fall unserer Hochschulgründung und eben auch der Orchestergründung. Die besondere Kultur dieses Orchesters wurde schlicht für verzichtbar erklärt.

Angesichts dessen müssen wir uns an den Musikhochschulen fragen: für welche Art Musikbetrieb bilden wir aus?

Auf alle Fälle befinden wir uns nicht in einem marktunabhängigen luftleeren Raum. Sind wir als Auszubildende ebenfalls zu sehr in den Sog des Wiederholungswunsches geraten?

Hier in diesem Saal hatten wir vor Jahren ein Improvisationskonzert mit Robert Levin, Helmut Lörcher und dem damaligen Studenten Sebastian Küchler-Blessing. Vorschläge aus dem Publikum wurden in verschiedenen Stilen improvisiert. Und das Publikum war begeistert.

Unsere jährlichen Improvisationstage aber etablieren sich innerhalb unseres künstlerischen Ausbildungsbereichs nur mühselig.

Hat das mit dem Wunsch zu tun, immer wieder das Gleiche zu spielen und zu hören?

3. Erinnerung:

Unmittelbar zurück lag bei der Hochschulgründung die Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Und dazu gehörte auch, dass alle künstlerische Moderne in Deutschland für Jahre weggebrochen war.

Im Fall neuer Musik war in Freiburg 1946 ein Nachholbedürfnis klar vorhanden und fand vor allem dann in der Person Wolfgang Fortner einen Menschen, der sich unter dem Eindruck eigener Verstrickung der Förderung Neuer Musik widmete. Schnell wurde Freiburg zur wichtigen Adresse neuer Musik, mit weltweiter Strahlkraft, die in den späten 50er Jahren den Koreaner Nam June Paik nach Freiburg brachte. Bis heute ist diese Tradition mit Klaus Huber, Brian Ferneyhough, Matthias Spahlinger, Cornelius Schwehr, Brice Poset oder Jörg Widmann ungebrochen.

Was die Nazis aber *folgeschwer* abgebrochen hatten, ist das, was an amerikanischen Hochschulen gar kein Problem ist, nämlich ein selbstverständliches Neben- und Miteinander von Klassik und Jazz, Swing oder ähnlichen Musiken, die bis 1945 verboten waren.

Nicht dass die Nazis die Trennung erfunden hätten: Aber im Anschluss an die Jahre des Nationalsozialismus war die Trennung von E und U wie zementiert.

E und U: Solches Denken in Gegensatz-Paaren hat in Europa eine lange, antike Tradition, die mit ihrer Ausgrenzungs-Logik nicht unproblematisch ist: Form/Materie, männlich/weiblich, gut/böse und ähnlich eben auch E und U.

Deshalb möchte ich noch kurz bei diesen Kürzeln bleiben.

Der Logik dieser Gegensatz-Ausgrenzung folgend, heißt das: Klassik = Nicht-U.

Auf der Seite der sogenannten Ernstesten Musik ergaben sich damit zumindest zwei Konsequenzen:

1. Wurde und wird für die Seite der E-Musik ein Exklusiv-Anspruch auf Qualität, auf Seriosität behauptet, d.h. alles, was nicht „E“ ist, hat keine Qualität.
2. Wurde und wird mit diesem Anspruch übersehen, dass sich die Klassik grundsätzlich jenen Bedingungen von Eventkultur und Vermarktung einfügt, die sich von der der sogenannten Unterhaltungsmusik nicht wesentlich unterscheidet.

Anders aber als in der Unterhaltungsmusik, die damit offen umgeht, wird im Anspruch auf Ernsthaftigkeit übersehen, dass mit den Gesetzmäßigkeiten des Events für die E-Musik nichts anderes möglich bleibt als: Unterhaltung.

Und als

3. wäre hinzuzufügen, dass die Begriffe Unterhaltung bzw. Unterhaltungsmusik wiederum höchst fragwürdig sind.

Mir geht es hier auch weniger um das U, sondern mehr um den immer noch behaupteten Exklusiv-Anspruch des E auf Qualität und Tiefe.

Denn die mögliche spirituelle Tiefe oder ästhetische Einmaligkeit oder experimentelle Brisanz unserer abendländischen Musik ist innerhalb des Zusammenhangs von Event und Marketing nur noch in Resten privater Rezeption erfahrbar, d.h. je vereinzelt. Gemeinschaftliches Erleben von klassischer Musik entpuppt sich zumeist nur als *Simulation* von Qualität und Tiefe, als Kalkül gut organisierten Musik-Managements. Und ein Baustein dieses Kalküls ist nicht zuletzt das Angebot der meisten Musikveranstalter, als Programm das immer schon Bekannte anzubieten

Indem also auch das Nicht-U zum Event wurde, hat damit das alte E seine gesellschaftliche Bedeutung letztlich verloren - am ehesten noch erhalten wohl in der Kirchenmusik.

Und damit ist auch fast alle spontane Leidenschaft für die Klassik verschlossen in die Etikette des Konzertwesens.

Und dieser Verschluss unserer möglichen Klassik-Leidenschaften beeinflusst auch unsere Leidenschaft für jedwede Musik.

Das gehört eben zusammen. Und darüber hätten wir Musikhochschulen bei den Zukunftskonferenzen sprechen sollen.

Nicht nur über die Bedeutung Jazz/Rock/Pop für sich, als damit dann wiederum abgeschlossenem und ausgrenzendem Bereich, sondern über die Chancen totaler Öffnung aller Genres und Gattungen - zugunsten der Feststellung, dass es nur gute oder nicht gute Musik gibt, zugunsten der Persönlichkeitsentwicklung junger Menschen, zugunsten unserer aller Zivilisation.

An den Musikhochschulen besteht nun folgendes Problem: Der Unterricht für Studierende der künstlerischen Hauptfächer kann so exzellent sein wie er will und wie er ist: Innerhalb der hier skizzierten Zusammenhänge von Event und Vermarktung - und damit verbunden mit notwendig undifferenzierter Sicht auf die Geschichte - bleibt diese künstlerische Exzellenz jedoch relativ hilflos und deshalb auch schützenswert, weil die künstlerischen Ambitionen immer weniger gesellschaftlichen Widerhall erfahren - siehe SWR-Sinfonieorchester.

An unserer Hochschule werden seit ihrer Gründung bis heute künstlerisch hochqualifizierte Studien angeboten, von international anerkannten Lehrenden - im Bereich Klassik und mittlerweile auch im Bereich Jazz, Rock, Pop.

Die künstlerisch qualitativen Voraussetzungen sind da.

Nur muss innerhalb der Institution Hochschule die kritische Reflexion hinzukommen. Aber wo, wenn nicht an einer Universität ist das möglich.

Ludwig Holtmeier hat neben seinen vielen Impulsen an die zwei Traditionen einer Musikhochschule erinnert: das Konservatorium als Stätte der instrumentalen und vokalen Ausbildung. Und die Universität.

Dem folge ich gern. Eine Musikuniversität, die unter ihrem Dach künstlerische Virtuosität, pädagogisches Engagement und forschende Reflexion erlaubt: ohne gegenseitige Abwertungen, ohne falsche fachliche Abgrenzungen, mit dem geklärten Wissen, dass Musik, um noch einmal Benjamin zu zitieren, sowohl da ist für Versenkung als auch für Zerstreuung.

Und wenn ich an die Marktbedingungen erinnere, dann besteht eben gerade hier am Ort einer Musikhochschule, relativ fern vom Markt, mit der Kombination von Konservatorium und Universität die Chance relativer Freiräume für die bewusste Erfahrung ästhetischer Werte.

Was die bildungspolitische Bedeutung betrifft, so möchte ich unsere Kooperationen mit der Pädagogischen Hochschule und der Universität allein deshalb betonen, weil sich damit weitreichende Fächerkombinationen eröffnen, die uns allein gar nicht offen stünden.

Nennen möchte ich hier die herausragende Arbeit des Freiburger Instituts für Musikermedizin sowie die kooperativ erarbeitete Entwicklung gemeinsamer innovativer Studiengänge von Hochschule und Pädagogischer Hochschule. Und das Freiburger Lehr- und Forschungsinstitut Musik – anerkannt als Landeszentrum - wird mit allein 15 Professuren von Universität und Hochschule noch in diesem Jahr als innovatives Kooperationsprojekt seine Arbeit aufnehmen.

Im Übrigen hat in unserer Freiburger Musikhochschule das Verhältnis von Kunst und Reflexion mehr Tradition als vielleicht bekannt. Denn hier unterrichteten nicht nur international erfolgreich konzertierende Künstlerinnen und Künstler wie - um endlich einige ehemalige Lehrende zu nennen - Edith Picht Axenfeld, Nicolas Chumachenco, Nikolaus Delius, Felix Gottlieb, Ulrich Grehling, Karl-Otto Hartmann, Gerd Heinz, Christoph Henkel, Beata Heuer-Christen, Heinz Holliger, Werner Hollweg, Dieter Klöcker, Ulrich Koch, Rainer Kussmaul, Vitali Margulis, Wolfgang Marschner, Fritz Neumeyer, Aurele Nicolet, Sonja Prunnbauer, Magdalena Rezler, Karl Seemann, Margarethe v. Winterfeld, um nur einige zu nennen, sondern auch Gelehrte wie Lars Ulrich Abraham, Erich Doflein, Anselm Ernst, Wilfried Gruhn, Willibald Gurlitt, Reinhold Hammerstein, Günther Metz, Hans Schneider oder Hannsdieter Wohlfarth.

Und heute ist es immer noch so. Ich bin sehr froh über den nach wie vor exzellenten Stand unserer künstlerischen Ausbildung und die gleichzeitig hier stattfindende Dynamik des Nachdenkens.

Danken möchte ich den Akteuren unseres laufenden Reformprozesses, die mit hervorragendem Teamgeist über die komplexen Fragen heutiger Musikausbildung nachdenken. Seit Jahren schon treffen wir uns in unterschiedlichen Zusammensetzungen, privat oder hier in der Hochschule, sei es, um die Möglichkeiten einer Hochschulzukunft möglichst uneingeschränkt zu denken, sei es, um konkret anstehende Reformschritte zu erarbeiten.

Danken möchte ich auch der aktiv mitwirkenden Studierendenschaft und möchte auch die selbstbewusst anmahnende Teilnahme der Lehrbeauftragten am Hochschulgeschehen nennen.

Und spätestens hier möchte ich auch den nicht-lehrenden Betrieb erwähnen, ohne den die Freiburger Musikhochschule gar kein Jubiläum feiern könnte. Im Nachdenken über die zukünftige gesellschaftliche Verortung der Institution Musikhochschule, liebe Frau

Ministerin, kann nicht unerwähnt bleiben, dass bei aller gegebenen Erweiterung des laufenden Verwaltungsaufwands die Stellensituation unseres nicht-lehrenden Betriebs zu knapp ist.

Ich danke schließlich allen, die an den Arbeiten der Hochschulgremien und Institute aktiv teilnehmen, ich danke den Mitgliedern des Senats und des Hochschulrats, ich danke Ihnen allen für ein Freiburger Hochschulleben, das höchst spannend, fordernd und atmosphärisch wohltuend anregend ist.

Ich wünsche der Freiburger Musikhochschule eine weiterhin nachdenkliche und künstlerisch ambitionierte Zukunft.